

Das Buch der radikalen Wirklichkeit

Von Joseph Wittig

Seit Monaten suche ich nach einem gemeinsamen Nenner für die vielen Begegnungen meines Lebens mit der Bibel, deren Erinnerungen mich von neuem bestürmten, als die erste Probe einer von den deutschen evangelischen Bibelgesellschaften veranlaßten Revision der Lutherbibel vor meine Augen kam. Zuerst war der Sturm immer wie ein Gesang. Er entführte mich in ein Kirchlein an der Landecker Biele, und ich hörte die Intonation des Priesters: »Brot vom Himmel hast du uns gegeben, o Herr, das alle Süßigkeit in sich enthält.«

»Brot vom Himmel«, sagte ich mir, »das ist recht«, das war mir die Bibel damals, als ich noch ein Kind war und bei dem Pfarrer den ersten lateinischen Unterricht erhielt. Wir trieben damals schon Bibelrevision. Am Sonnabend kam der Pfarrer mit seinen Evangelienbüchern und suchte den Sonntagstext. Wenn er ihn gefunden hatte, horchte er ihn ab, welche Übersetzung wohl seiner Gemeinde am lieblichsten und tiefsten ins Herz gehen könnte; und oft fragte er mich, ließ mich auch einzelne Übersetzungen vorlesen und mit dem Grundtext vergleichen. Wir waren nicht prüde katholisch und gaben nicht selten unsere [293] Stimme für die von der evangelischen Kirche bevorzugte Übersetzung ab. Brot vom Himmel, Gesang vom Himmel! Das ganze Dörflein mit seinem Pfarrhof und seinem Pfarrer war mir damals der Himmel, ein ganzes Vierteljahr hindurch, von Advent bis Ostern. Wir lasen nicht nur die Bibel, sondern lebten wie in der Bibel, lebten gewissermaßen ihre Fortsetzung und glaubten, das sei ihre beste Revision.

Als ich dann in die Großstadt kam zum Studium auf Gymnasium und Universität, wurde das alles anders. Zwar galt die Bibel noch in den Gemäuern und Gärten des kleinen Frauenklosters, in dem ich Herberge fand. Aber draußen in der Großstadt galt das Bürgerliche Gesetzbuch und Knigges »Umgang mit Menschen«. Es war eine derartig andere Wirklichkeit, und die Leute waren doch alle so gebildet und ordentlich, daß ich mich in die neue Welt recht gut einlebte und den Umgang mit der Bibel mehr und mehr nur zu Berufszwecken aufrechterhielt. Ich wollte doch Theologe werden und sah ein, daß die Leute des kleinen Pfarrdörfleins, das ich mir als zukünftiges Arbeitsgebiet vorstellte, nicht vom Bürgerlichen Gesetzbuch und Knigges Umgang leben könnten. Denn sie brauchten Regen und Sonnenschein vom Herrgott und auch manches für ihr Sterbestündlein, was von diesen beiden Büchern nur ungenügend behandelt wird. Freilich meinte ich, daß die alte Bibel wohl etwas mehr den modernen Anschauungen angepaßt werden müßte, besonders als ich einsah, daß die [294] Welt unmöglich in sechs Tagen geschaffen sein könnte und daß bei den vielen Verlockungen der Großstadt für den Großstädter ein noch so hübscher Apfel an einem Baum gar keine besondere Versuchung sein könnte, eher ein Glas Bier in Scheitnig oder eine Kahnpartie in Morgenau. Und warum sollten wir denn die Gottesführung von den Juden lernen, da unser eigenes Volk viel besser von Gott geführt worden ist. Wir hatten doch unseren Bismarck, gegen den Samuel gar nichts war.

Jahrelang trieb ich also Bibelrevision, für die Maßstab und Blickpunkt freilich nicht der Urtext, auch nicht der Text einer berühmten Übersetzung, etwa der Septuaginta oder der Vulgata oder der Lutherbibel, nicht einmal mehr Wohlklang und Urkraft der deutschen Sprache waren, sondern irgendwelche Anliegen der damaligen Breslauer Wirklichkeit, die mir mehr und mehr die einzige Wirklichkeit wurde, alles andere nur Legende, Traum, Heimatsehnsucht und Glaubenswahrheit, von der wir nur nicht zugestehen wollten, daß wir sie für die unsicherste aller Wahrheiten hielten. Ich empfing mit der Zeit die niederen und die höheren Weihen, die ja oft in Gefahr sind, für nichts anderes als einzelne Stationen der beruflichen Karriere gehalten zu werden. Ich bemühte mich aufrichtig, diese mechanistische Auffassung loszuwerden, wobei

mir die regelmäßigen Lesungen und Betrachtungen aus der Bibel eine beträchtliche Hilfe leisteten.

Ich lächle jetzt über diese meine Bemühungen. [295] Wenn man davon erzählt, könnte es so aussehen, als ob man sich sein Priestertum aus diese Weise selber mache. Tatsächlich wurden jene Weihe Stationen, auf denen die Pferde gewechselt werden und der Ritt in ein neues Land beginnt, Stationen auf dem Wege zu einer neuen Wirklichkeit. Ich habe davon in meinem ersten religiösen Buche, meinem »Herrgottswissen«, erzählen müssen. Dabei liefen mir folgende Worte in die Feder:

»Die Bibel ist ein Buch, an dem man das Bestehen der beiden Wirklichkeiten sehr gut erkennen kann. Soweit sie der sichtbaren Wirklichkeit angehört, ist sie ein Produkt der literarischen Betätigung des israelitischen Volkes und steht unter den Gesetzen der quellenkritischen Methode. Sie erlebt alle Schicksale, die eben Bücher zu erleben pflegen. Ein ganzes Heuschreckenheer von menschlichen Irrtümern drang in ihre Blätter ein und verunstaltete den Text, hier und da bis zur Unkenntlichkeit. Und nach diesem Heuschreckenheer kam, als sollte eine Weissagung Joels an ihr erfüllt werden, ein Heer von Gelehrten und übte an ihren Büchern die sogenannte Quellenscheidung, die nicht nur die einzelnen Sätze, sondern oft sogar die Bestandteile eines einzelnen Satzes voneinander löste. Das war wissenschaftliche Arbeit, der die ›wirkliche‹ Welt sehr hohen Wert beimaß. Sind doch sind die biblischen Bücher eine wunderbare Einheit. Sie sind »das vom Heiligen Geiste inspirierte Gottesbuch; sie sind die Fundamente des Gottesreiches, die keine menschliche Hand ohne [296] Frevel antasten darf; sie sind die gesammelten Urkunden der höheren Wirklichkeit.«

Es ist ungefähr 35 Jahre her, seit ich dies gedacht, und 22 Jahre, seit ich es niedergeschrieben, und ich habe noch nichts daran zu ändern brauchen. Auch hat mir noch niemand diese Worte weggeschrieben, daß die Bibel das Buch der höheren Wirklichkeit sei. Aber als ich diese Worte über meine neue Abhandlung schreiben wollte, erschienen sie mir auf einmal als zu unverbindlich, zu sehr für Leute geformt, die nur schöne Worte suchen und dann denken, sie seien religiös. Es fehlte mir Salz und Pfeffer in dieser Suppe.

Da geriet ich nach einer Pfingstreise durch das Sachsenland, wo ich auf der Augustusburg und in anderen Orten ein wenig vom Rauschen des Pfingstwindes hören wollte, und nachdem ich wirklich etwas davon gespürt hatte, in die Schlußaussprache des *Evangelischen Sozialen Kongresses* in Görlitz und hörte da auf einmal, ohne daß ich den Zusammenhang recht erfassen konnte, von meinen Wirklichkeiten reden, von der ernsten Forderung, die Wirklichkeiten zu unterscheiden. Und da fiel der Ausdruck: »Die radikale Wirklichkeit.« Soviel verstand ich noch, daß es ein *Terminus technicus* einer modernen Wirklichkeitsphilosophie sei, die ihren Weg noch nicht in mein abgelegenes Neusorge gefunden hatte. Aber ich habe mir immer gern meine Bildung zuwehen lassen. Es gab ja eine Zeit, in der ich nach jedem Stücklein bedruckten Papiers haschte, das der [297] Wind über die Felder trieb. Denn die paar Bücher, die wir daheim hatten, waren schon alle viele Male gelesen, und der Geist sehnte sich nach immer neuen Erkenntnissen. Da waren auch nur immer einige abgerissene Sätze oder einzelne Worte ohne Zusammenhang, aber sie weckten eine unsagbar selige Lust, sie zu ganzen Geschichten und Philosophien zu ergänzen.

Unterdessen hat sich ja die Zahl meiner Bücher vermehrt, und mein Lesestoff ist schier uner-

schöpflich, aber ich lebe immer noch viel von zugewehrten Worten. »Die radikale Wirklichkeit«, das war das Wort, das mir immer noch fehlte. Ich spüre stark die Schande, die aus Goethes Wort über mich kommt: »denn eben, wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.« Man möge aber bedenken, daß dieses Wort aus dem Munde Mephistos kommt, also keine Goethe-Wahrheit, sondern teuflischer Hohn ist. Begriff und Wort haben ein ganz anderes Verhältnis zueinander. »Im Anfange war das Wort«, und dann kam noch lange nicht der Begriff, sondern erst die Schöpfung, die Wirklichkeit, und erst sehr spät kamen die Begriffe. Ich bin froh, daß ich nicht weiß, welchen Begriff die Philosophen mit dem Wort von der radikalen Wirklichkeit verbinden. Für mich ist es eine noch ungefreite Braut, und ich verbinde es mit dem Begriff, für den ich früher das Wort von der höheren Wirklichkeit gewählt habe. »Höher«, das möchte ein jeder Geck; »Radikal«, das fordert schon in seinem Klang ein starkes [298] und ehrliches Herz.

»Höhere Wirklichkeit« hat noch etwas Verlockendes, beinahe Süßes in sich; »Radikale Wirklichkeit« dagegen etwas Forderndes und Strenges; man hat die Empfindung, als sei sie nur etwas für radikale Kerle, und es ist ja auch so. Dabei will das Wort nur sagen, daß es eine Wirklichkeit im Wurzelbereich des Lebens gibt, denn Radix heißt nichts anderes als Wurzel. Das Getreidefeld hat, wenn die Herbstsaat gesät ist und die Samenkörnlein die ersten Würzelchen in den Ackerboden senken, eine ganz andere Wirklichkeit als im Frühjahr, wenn die Saat in wucherndes Grün emporwächst, als im Sommer, wenn sie in Halm, Ähre und Blüte steht, als zur Erntezeit, wenn die neuen Körner reif sind und alles golden ist. Viele Wirklichkeiten, aber alle gehen zurück auf die erste. Die Wurzel hält bis zuletzt aus. Selbst wenn sie der reifenden Ähre keine Nahrung mehr aus dem Erdboden zu übermitteln braucht, hält sie den Halm noch fest, damit sich die Ähre vollende in der Sonnenglut.

Radikale Wirklichkeit ist eine unsichtbare Wirklichkeit. Wurzeln scheuen die Sicht; es gibt nur wenig Dinge, deren Wurzeln aus dem Erdreich an das Tageslicht emporragen. Aber darum ist die radikale Wirklichkeit keine ideale, nur dem Denken zugängliche Wirklichkeit. Man braucht ja nur zu graben, da kann man sie sogar greifen, sogar sehen. Aber sie ist nicht zum Gesehenwerden da; sie hat keine eigentliche Schönheit; nur zufällig und ausnahmsweise hat das [299] Wurzelnetz manchmal schöne Linien. Jedenfalls kein Vergleich mit den manchmal geradezu betörenden Schönheiten der nachfolgenden Wirklichkeiten, zum Beispiel der einer blühenden Wiese oder eines wogenden Kornfeldes. Sie läßt sich darum auch gar nicht malen und nicht als Theaterkulisse gebrauchen, während alle anderen Wirklichkeiten dazu sehr geeignet sind und wirklich auch manchmal reine Vorspiegelungen sind. Es ist nun sonderbar, daß die radikale Wirklichkeit den Menschen ganz und gar aus dem Gedächtnis kommt und daß sogar der kluge, verständige Mensch geneigt ist, nur an die Wirklichkeit zu glauben, in der er gerade lebt, und daß er sogar meint, daß sie in sich selber wurzele, sich selber trage und ihren Sinn ganz in sich habe oder, weil selber sinnlos, alles als sinnlos erweise; daß er immer nach anderen Gründen sucht für die allgemeine manisch-depressive Erkrankung des Menschengeschlechtes.

Mich selber weckte das Wort von der radikalen Wirklichkeit wie aus einem bösen Traum. Ich fand mich endlich wieder in meinem Bette, in meiner Heimat, auf festem Grund und Boden. Wem wäre die gegenwärtige Wirklichkeit nicht oft wie ein böser Traum, wie eine verwirrende Vorspiegelung, wie ein abrollender Film, nach dessen Schlußbild er Mühe hat, die Menschen auf der Straße, die dahersausenden Autos für wesentlich andere Wirklichkeiten zu halten als die im Film, obwohl sie im Verhältnis zu den Wirklichkeiten im Film die radikale [300] Wirklichkeit sind. Nach allem, was ich bisher mit der Bibel erlebt, was ich aus ihr wußte von der Erschaffung, Erlösung und Heiligung der Welt, was sie an mir getan, indem sie mich auf eine

solide, ihrer Herkunft nach bekannte und vertrauenswürdige Erde setzte, mein Verhältnis zu dieser Erde regelte, das Kreuz vor mich hinstellte als Grundfigur meines menschlichen Lebens, einen Platz in der Gemeinde der Heiligen mir zuwies, war es mir nun klar, daß sie das Buch der radikalen Wirklichkeit ist, nicht das Buch einer höheren Wirklichkeit, nach der ich etwa streben mußte, sondern einer Wirklichkeit, in der ich wurzelte, mein ganzes körperliches und geistiges Dasein, und nicht nur meines, sondern auch das meiner Familie und meines Volkes.

Demzufolge muß mir die Bibel als das Buch erscheinen, ohne das niemand sich selbst verstehen kann. Nun ist es freilich gar nicht so sicher, wie man insgeheim annimmt; daß es dem Menschen gegeben ist, sich selbst zu verstehen. Wir kommen gewöhnlich mit einer Anzahl von Vorstellungen und Einbildungen aus, die wir uns selbst machen und die uns auch der Wirklichkeit zu entsprechen scheinen, in der wir gerade leben. Die Abgründe von Rätselhaftigkeiten und Geheimnissen, aus denen wir kommen, in denen wir schreiten, in die wir versinken, sind uns meist so verdeckt, daß wir uns wenig um sie kümmern, zum Beispiel das unendlich Schreckhafte oder Beseligende, *daß wir es mit Gott zu tun haben!*

Ich bitte, diese sieben Worte noch einmal zu lesen und *noch* einmal, leise, laut, lauter! Ich bitte, sie aller Phrasenhaftigkeit zu entkleiden, auch aller Frömmelei, bis sie in ganz nackter Schreckhaftigkeit oder Seligkeit dastehen. Trifft es uns nicht wie ein Schlag, wie der Tod, was wir da erfahren? Wir sollen aber noch leben, darum verhüllt es sich selber wieder. Wir spüren aber, daß wir einen Augenblick lang in den Bereich der radikalen Wirklichkeit gekommen sind. Wir haben uns einen Augenblick lang selbst erkannt. Leben und Tod, nicht das eine für sich und nicht das andere für sich, sondern beide in ihrer Zusammengehörigkeit, gehören zu der radikalen Wirklichkeit.

In der Bibel spricht uns Gott an. Darum ist sie ein Buch auf Leben und Tod. Da sie Gottes Wort enthält, darf sie nur aus Gottes Händen entgegengenommen werden. Da man sie jetzt in jedem Buchladen zu kaufen kriegt, muß ihr der Giftzahn, der Mitgiftzahn ausgebrochen sein; es muß möglich geworden sein, sie ohne Gefahr zu haben und zu lesen; sie enthält Gottes Wort noch buchstabengemäß, aber nicht als Blitz und Schlag, Leben und Tod. Ich kann es verstehen, daß die mittelalterliche Kirche die Bibel, gefahrvoll, wie sie ohne kirchliche Erklärung ist, dem Volke vorenthielt und nur die Lesung kirchlich erklärter Bibeltexte gestattete. Diese Haltung sicherte der Bibel die Gefährlichkeit und den Charakter eines Buches der radikalen Wirklichkeit. Vielleicht tut [302] der Bibel eine Revision in dem Sinne am nötigsten, daß sie nicht mehr als leicht käufliches, gefahrlos lesbares Buch gilt, daß sie nicht wie jedes andere Buch gekauft und gelesen werden darf, sondern daß dazu eine besondere innere Erlaubnis und Gewährung Gottes notwendig ist.

Die Bibel steht nämlich in der Spannung zwischen Gesetz und Freiheit, genau in dem Punkt der Sehne, an dem der Pfeil angesetzt wird. Sie ist wohl das einzige Buch der Weltliteratur, in dem diese menschheitsgeschichtliche Spannung originär und nicht bloß doktrinär zum vollen Ausdruck kommt. Sie schreibt nicht bloß über das Pulver, sondern ist selbst Explosivstoff. In ihr schreitet die Menschheit den historischen Weg vom Gesetz zur Freiheit der Kinder Gottes, und mehr noch, wer sie angreift und liest, ist selber bald hineingerissen in diesen lebensgefährlichen Prozeß. Sie führt unbedingt zu dem Kreuz, an dem der Menschensohn gekreuzigt wird zum Tode; der Menschensohn, das ist nicht Jesus allein, sondern gerade du, der du nach der Bibel greifst und in ihr Mensch wirst. Als die deutschen Reformatoren die Bibel einem jeden aus dem Volke anvertrauten, muß eine Stunde gewesen sein wie jene, in der Jesus zu seinen Gesellen sagte: »Wer einen Beutel hat, nehme ihn, desgleichen auch die Tasche, und wer es nicht hat, der verkaufe seinen Rock und kaufe ein Schwert!« Nachher mußte er das von dem Schwert seines Petrus abgehauene Ohr des hohenpriesterlichen [303] Knechtes Malchus

heilen. Er kann ja allen Schaden wieder gut machen, auch den mit der Bibel.

Der Punkt, an dem die Bibel gekauft und gelesen werden kann, liegt wie beim Schwerte genau zwischen Verbot und Erlaubnis. Im Verbot muß man sich der Erlaubnis erinnern, in der Erlaubnis des Verbotes. Weder das Verbot ist absolut, noch die Erlaubnis; das Herz muß dazwischen zittern.

Genau an diesem Punkte, also auch mit zitterndem Herzen, hat sich mein Großvater, der Zimmermann, Kleinbauer und Weber Johann Nepomuk Wittig, die Bibel gekauft, die ich jetzt als kostlichstes Erbe bewahre und die ich unter all den anderen inzwischen erworbenen Bibeln »meine Bibel« nenne. Als katholischer Christ kannte er die Bestimmungen seiner Kirche über Besitz und Lesung der Bibel, und er war groß geworden und leiblich und seelisch gediehen unter der mündlichen Verkündigung des Gotteswortes auf Schulkatheder und Kirchenkanzel. Obwohl weit draußen auf den Neusorger Hinterfeldern wohnend, war er doch wohleingefügt in die Kirchengemeinde des Dorfes, und wenn er sonntags den weiten Weg in die Kirche ging und seinen Kirchenstand einnahm, tat er es nicht viel weniger selbstbewußt als die evangelischen Männer drunter in Schlesien, die wohl wissen, daß *sie* die Kirche sind und nicht der Pfarrer. Ja, so breitete er die Schöße seines dunkelblauen Sonntagsrockes, um sie nicht zu zerdrücken, freilich auch von wegen der Groß-[304]mutter und links von dem unterwegs von ihnen bedeckten oder bependelten Körperteil; so setzte er sich würdig und bedachtsam nieder, schier wie wenn ohne seine Anwesenheit weder Predigt noch Gottesdienst möglich wäre. Und wenn der Küster mit dem Klingelsäcklein kam und es mit langem Stecken an den Nasen der wahrhaft schon in Gott ruhenden, weil von der Wochenarbeit sehr müden Männer vorbeiführte, manchmal auffallend stark klingelnd, dann griff er in die Westentasche und holte sein Zweipfennigstück heraus mit einer Miene der Befriedigung, daß er damit die Existenz von Pfarrer und Pfarrkirche sicherstellte. Nur zum Scherz freilich sagte er, wenn er gerade hoch oben auf einem Kirchdach stand oder gar auf dem Gerüst um die Kirchturmspitze, um neues Gebälk einzuziehen oder das Schindeldach auszubessern: »Jetzt habe ich eine bedeutend höhere Stellung als der Herr Pfarrer!«

Aber mitten in der goldenen Flüssigkeit des Scherzes schwamm doch das ernste Pünktlein, daß er sich um sein Verhältnis zum Pfarrer, um seine geistige Abhängigkeit oder Unabhängigkeit doch irgendwelche Gedanken zu machen schien und daß sich in ihm irgendwie die Mündigkeit des christlichen Mannes zu regen begann. Es war zunächst alles eine gottergebene und kirchenfromme Entwicklung. Als er aber in die fünfziger Jahre kam, da war es schon nicht mehr eine Entwicklung, da war es schon wie ein Ausbruch. Es ist ja bekannt, daß in den [305] fünfziger Jahren, wenn die frühere Entwicklung normal verlief und nicht durch irgendwelche ungünstige Verhältnisse ins Stocken geriet, etwas ausbricht. Da werden die Männer, auch wenn sie schon immer ganz gläubig und fromm waren, erstmalig eigentlich von der Religion berührt. Viele unserer großen Komponisten und Dichter griffen in diesen Jahren erstmalig und ernstlich nach einem religiösen Thema. Dem Großvater kam am Anfang dieser Jahre bei der mündlichen Verkündigung des Wortes Gottes auf einmal eine Sehnsucht, dieses Wort Gottes schriftlich in seinem Hause zu haben, nicht nur einzelne Sätze und Abschnitte davon, wie sich deren eine große Anzahl in seinen Gebet- und Erbauungsbüchern vorfand, sondern die ganze Fülle, den ganzen Dom. Bei der mündlichen Verkündigung auf der Kanzel und in den Büchern kam ihm immer zu schnell das Ende. Auch verdroß es ihn, sich sein Leben lang die Kost seiner Seele von anderen auswählen und beschneiden zu lassen, wie ihn auch manchmal das Gelüst befiehl, wenn er von der Zimmerarbeit heimkam, in Großmutters Speisekammer, in das »Gewölbe«, zu gehen und sich selber das Abendbrot zusammenzustellen. Aber da war ja die Großmutter unerbittlich; sie mußte einteilen, denn die Vorräte in der Kammer waren karg. Diese Unerbittlichkeit der Großmutter verstand der Großvater. Aber in Sachen des Gotteswortes, meinte er, wäre es doch ganz anders, und er konnte sich die Kirche

auch nicht so unerbittlich vor-[306]stellen wie seine kleine, sehr liebliche, aber eben sehr unerbittliche Frau. Er wußte ja auch, eine Bibel mit Anmerkungen und kirchlicher Approbation (Genehmigung) zu kaufen war erlaubt, obwohl der Pfarrer auch das nicht eben gern sah. Aber wie teuer war eine solche katholische Bibel! Da stand der Kaufpreis wie ein Cherub mit flammendem Schwert vor dem ersehnten Paradies. Ja Paradies! Das Wort Gottes im Hause haben, das hieße doch immerwährenden unmittelbaren Umgang mit Gott haben, und das dünkte dem Großvater als das Allerschönste am Paradiese, an dem er sonst immer nur einen Fehler auszusetzen hatte, nämlich daß es dort das ganze Jahr über keine Zimmerarbeit gab, während die ihm sehr viel weniger liebe Weberei dort offenbar ihren Anfang genommen hatte.

So trug denn der Großvater seine Sehnsucht nach einer Bibel jahrelang in sich auf den weiten Wegen zu den Zimmerplätzen und Neubauten im Sommer, und im Winter webte er sie in das ganze Dutzend Ketten, wenn es soviel zu weben gab; er schnitzte sie in die Figuren seiner großen »Geburt Christi«, er säte sie im Frühjahr in seinen kleinen Acker. Dabei wurde ihm die Bibel immer köstlicher von Jahr zu Jahr; alle Weisheit und alles Wissen und allen Trost dachte er sich in ihr. Und das war keine bloße Einbildung und Phantasterei, denn tatsächlich bereichert sich die Bibel, die man noch nicht hat, aus solcher Sehnsucht, und sie wird eigentlich erst Bibel aus solcher Sehnsucht, wie ja Gott selber einem [307] Manne im Alten Bund sagen läßt, er spreche mit ihm, weil er ein Mann der Sehnsüchte sei. Wenn die neue Bibel-revision diese Sehnsucht mit hineinrevidieren könnte, was würde da für ein herrliches Buch werden!

Einige Male wagte der Großvater von seiner Sehnsucht mit der Großmutter zu sprechen. Aber die Großmutter machte gleich ein böses Gesicht und sagte: »Was du dir schon wieder einbildest! Du brauchst schon so viel für Farben und Gold für deine Geburt!« Sie meinte damit die »Geburt Christi« oder die Weihnachtskrippe. Sie sparte aber nun mit jedem halben Pfennig. Nur kam, wenn ein paar Silbergroschen beisammen waren, immer wieder eine neue Not und fraß das ersparte Geld auf. Zu der Sehnsucht des Großvaters kam also die heimlich-listige Fürsorge der Großmutter und muß gleichfalls auf den Preis der Bibel aufgeschlagen werden. Ich glaube wohl, daß die beiden manchmal sogar auf ein notwendiges Nahrungsmittel verzichteten. Es gibt auch kein wahres Wort Gottes ohne den Preis des Hungerns, und glaubt mir, daß da der körperliche Hunger nicht viel weniger gilt als der geistige Hunger.

Ich will nun auch nicht verschweigen, daß nicht nur der hohe Kaufpreis den Großvater abschreckte, eine katholische Bibel zu kaufen, sondern auch die Tatsache der erklärenden Anmerkungen. Wohl vertraute er seiner Kirche blindlings. Über allem Zweifel stand ihm, daß der Text der katholischen Bibel menschenmöglichst richtig und [308] lückenlos sei und daß auch die erklärenden Anmerkungen den richtigen Sinn des Gotteswortes zu treffen versuchten. Aber wenn Gott ihm die Gnade antäte, mit ihm aus der Bibel heraus zu reden, dann wollte er wirklich mit Gott allein sein und niemand anders sollte dazwischenreden, selbst wenn er noch so richtig dazwischenredete. Wenn er etwas nicht verstände, könnte er ja immer noch den Pfarrer fragen. Freilich, er könnte auch die Anmerkungen zudecken, so daß der Text des Gotteswortes allein vor seinen Augen stände, allein es schien ihm doch unanständig gegen Gott, beim Gespräch mit ihm einen Dritten gewissermaßen zu verstecken.

Eines späten Abends, als die Großmutter schon lange auf die Heimkehr des Großvaters gewartet hatte – der Großvater war immer pünktlich und ging auch nie ins Wirtshaus –, klopft es an die Haustür und ein Murmeln von Männerstimmen war hörbar. Draußen standen vier Männer um eine Bahre, die aus Zimmerhölzern zusammengeschlagen war. Darauf lag der Großvater. Bewußtlos? Tot? Nein, als die Großmutter vor Schreck aufschrie, kam eine leise

Stimme von der Bahre: »Therese, ängstige dich nicht!« Der Großvater war von einem Kirchturm gefallen; der Zimmerpolier hatte ein Brett des Gerüstes nicht genügend befestigt.

Als der Großvater soweit hergestellt war, daß der Großmutter wieder ein scherhaftes Wort vom Munde konnte, sagte die Großmutter: »Du hast sicher wieder zu-[309]viel an deine Bibel gedacht und dabei nicht genug aufgepaßt, wohin du trittst!«

Da antwortete der Großvater: »Ich werde wohl jetzt die Bibel nicht mehr brauchen, denn es war eine sehr lange Zeit, in der ich da hinunterstürzte, und da hat Gott wirklich zu mir geredet. Das werde ich nie vergessen; das steht alles fester in meinem Herzen eingedruckt als das Gotteswort in der Bibel – und (so fügte er lächelnd hinzu) es standen keine Anmerkungen darunter!«

Die Großmutter, die inzwischen wieder eine ganz erkleckliche Anzahl Silbergroschen heimlich zusammengespart hatte, sagte jetzt in ihrer ganzen lieblichen Listigkeit: »Wahrscheinlich schenkt er dir nun doch noch die Bibel, wo du jetzt auf deinen Herzenswunsch verzichtest! Wenn man etwas so sehr wünscht, kann es Gott nicht geben, denn er gibt nichts auf Befehl und nichts auf Wunsch, er will wenigstens manches rein aus Gnade schenken!«

»Es ist schon möglich«, antwortete der Großvater, »denk dir, der Zimmerpolier hat mir zwei ganze Taler geschenkt, damit ich ja niemandem etwas sage von dem Brett – doch ich will es auch dir nicht sagen!«

Selbst wenn Gott etwas ganz sicher versprochen hat, hören die Schwierigkeiten nicht auf; der Mensch muß weiter kämpfen, als ob ihm nichts versprochen wäre. Als der Großvater wieder ganz gesund war, verhielt sich die Großmutter besonders lieblich zu ihm, ließ ihn auch manchmal, wenn er besonderen Hunger hatte, in das Gewölbe gehen. Desto mehr verwunderte es den Groß-[310]vater, daß die Großmutter eines Abends nach seiner Heimkehr ganz verstört war und kaum den »Guda-Obend«-Gruß beantwortete. Erst nach Tagen kam heraus, daß ein Bibelhändler dagewesen war, daß ihn aber die Großmutter sofort vor die Tür gesetzt hatte, als sie eine seiner Bibeln aufschlug und keine erklärenden Anmerkungen unter dem Text sah. »Scheren Sie sich mit Ihren Lutherbibeln!« hatte sie ihm noch nachgerufen.

»Das hättest du nicht gebraucht!« sagte ihr mit sanftem Tadel der Großvater, denn es war in unserer Gegend nicht üblich, auf Luther zu schimpfen:

Der Bibelhändler hatte für seinen Besuch auch nur irrtümlich eine Zeit gewählt, in der die, Großmutter allein daheim war. Da Sankt Paulus geschrieben, daß das Weib in der Kirche schweigen solle, meinte er, sie solle auch beim Einkauf einer Bibel nicht mitreden. Damm hatte er sich auch mit der Großmutter nicht weiter eingelassen, sondern hatte in der Nachbarschaft herumgefragt, auf welchem Platz der Großvater zur Zeit arbeite. Es war auf einem Neubau im Biehals. Er muß ein guter Psychologe gewesen sein, denn er vermutete mit Recht, daß die hitzige Stellungnahme der Großmutter irgendwie auf den Großvater gewirkt habe und daß diese Wirkung erst abklingen müsse. Er war auch kein eigentlicher Händler, sondern nur Beauftragter einer englischen Bibelgesellschaft und war in unser katholisches Land gekommen, nicht um den Leuten wahllos die Bibel aufzuschwätzen, [311] sondern nur um zu spüren, wohin der Herrgott vielleicht eine Bibel haben wolle. Und unser Häuslein hatte ihm eben danach ausgesehen. »Seid einfältig wie die Tauben und klug wie die Schlangen«, sagte er, wartete bis auf den Tag, an dem die Zimmerarbeit in Biehals beendigt und der Lohn ausgezahlt wurde. Da setzte er sich gegen Feierabend an den Rand des Biehalser Waldes, nahm eine Bibel aus dem Sack, drehte sie recht nach dem Schein der Abendsonne, und begann, darin zu lesen. Er verlas sich aber derart in den heiligen Text, daß er gar nicht mehr auf den

herbeiwandenden Zimmermann achtete. Auf seinem Antlitz war ein Leuchten, von dem man kaum sagen konnte, daß es nur von der Abendsonne sei. So kam es, daß der Großvater, den Zimmerkasten auf dem Buckel und Beil und Säge in der Hand, unbemerkt vor ihm stehen blieb und lange Zeit das Spiel der Abendsonne und des inneren Lichtes auf dem Antlitz des Fremden beobachten konnte, bis er endlich seinen »Guten Abend« über den Graben zum Buschrande hinüberrief. Der Lesende fuhr erschreckt auf, strahlte aber gleich in Freude und rief: »Bruder Johann Nepomuk!« Das war nun meinem Großvater reichlich ungewöhnlich, denn es war ja leider soweit gekommen, daß sich nur die Sektierer, keinesfalls die Katholiken mit dem Brudernamen anriefen. Denn was die Sektierer taten, das taten eben gerade deshalb die Katholiken nicht, so daß der katholischen Kirche viel Schönes verlorengegangen war. [312] Darum sagte der Großvater: »Ich bin vielleicht nicht Ihr Bruder; so wie Sie es meinen und wünschen müssen, aber ich darf mich wohl eine kleine Weile zu Ihnen setzen. Woher kennen Sie denn meinen Namen?«

»Eben weil Sie mir doch vielleicht Bruder sind! Kennen Sie dieses Buch?«

»Das wird wohl eine Bibel sein«, antwortete der Großvater; »ja da steht es ja auch: Heilige Schrift / Van Eß!« Und da hatte der Großvater das Buch in der Hand, und die Hand bebte. »Das wird wohl ein sehr teures Buch sein? Ledereinband! So schöner Zierat eingepreßt! Goldschrift auf dem Rücken! Die *ganze* Heilige Schrift? Ach, ich spare schon lange auf eine Bibel und habe durch einen glücklichen Zufall auch schon zwei Taler dafür bereitliegen und auch noch einige Silbergroschen darüber, aber das langt halt noch lange nicht!«

Der Bibelmann lächelte. »Diese Bibel kostet nur einen halben Taler, und wenn ich Ihnen noch meinen Handelsverdienst davon schenke, sogar noch einige Silbergroschen weniger!«

Jetzt wollte der Großvater schnell zugreifen, denn er wußte, wenn er nicht schnell mache, daß dann die ganze Gewalt der kirchlichen Bibelbestimmungen über ihn kommen würde. Aber er gab das Buch noch einmal zurück und sagte: »Schenken möchte ich mir nichts lassen! Schenken tut auf der Welt nur der Teufel! Sie sehen freilich nicht danach aus! Wer ist dieser Van Eß? Sie wissen, [313] daß wir Katholiken die Bibel von Luther nicht lesen dürfen, weil da einige Worte hinzugesetzt sind, die den heiligen Sinn des Textes verändern oder wenigstens verschärfen, so daß sie zwar Luthers Glauben bezeugen, nicht aber den Glauben der Apostel und Evangelisten!«

Der Bibelmann nahm das Buch zurück. Es sei nicht die Lutherbibel, sondern die Übersetzung eines katholischen Pfarrers, und der neutestamentliche Teil sei ausdrücklich von katholischen Bischöfen und Generalvikariaten genehmigt, der alttestamentliche noch nicht, weil er nach dem Urtext und nicht nach dem lateinischen Text übersetzt ist. Aber wenn dem Großvater nicht alles klar sei, so solle er das Buch nicht mitnehmen, denn der Wille Gottes sei immer klar. Da griff der Großvater wieder nach dem Buch, zog das Leinensäcklein mit dem Zimmerlohn aus der Tasche und bezahlte den halben Taler. Der Wille Gottes muß ihm klar gewesen sein, denn er tat niemals etwas gegen den Willen Gottes. Nachträgliche Verdunklungen dieser Klarheit beachtete er nicht, denn er war ein mündiger Christ.

So ist die Bibel in unser Haus gekommen, ganz gewiß nicht wie ein gewöhnliches Buch, und ich wünschte, sie käme nirgendhin anders, nirgendhin ohne jahrelange Sehnsucht, nirgendhin ohne einen Schicksalsschlag, nirgendhin ohne vorausgehenden Verzicht auf den eigenen Willen. Der Großvater hielt das Buch zunächst streng verborgen, selbst vor der Großmutter, bis diese einmal [314] äußerte, es wäre doch schön, die Bibel als Gotteswort im Hause zu haben; da lag am nächsten Christabend die Bibel als Weihnachtsgeschenk für die Großmutter unter dem Christbaum.

Inzwischen hatte sie unserem Hause ein geheimnisvolles Leuchten verliehen, so daß es sich von allen Nachbarhäusern unterschied. Ein Bettler, der vielleicht der göttliche Heiland selber war, sagte, es käme ihm vor, als ob unser Haus ein geistliches Haus sei. Tatsächlich zog es die Geistlichen an. Der alte Pfarrer Nave war zwar rückenmarkleidend und lag in den letzten Jahren seines Lebens gelähmt zu Bett, aber er sagte oft, daß er ums Leben gern einmal in unser Haus käme, und der neue holte sich gleich eine Tochter des Großvaters zur Bewirtschaftung des Pfarrhofes, besuchte auch den Großvater sehr oft, besonders wenn drinnen im Dorf Tanzmusik war, deren Klänge er vor lauter Angst um das Seelenheil der Dorfjugend nicht vertragen konnte, und im weiteren Zuge der Ursachen und Folgen lag es schließlich, daß sich eine Tochter des Großvaters dem klösterlichen Leben, ein Enkel dem geistlichen Stande weihte.

Jener neue Pfarrer erriet natürlich bald aus den Reden des Großvaters, daß eine Bibel im Hause war. Er ließ sich das Buch zeigen und sagte, daß es eine kirchlich verbotene Bibel sei, da ihr die erklärenden Anmerkungen fehlen und da die Approbation des Neuen Testaments nicht die Gesamtapprobation ersetzen könne. Er kam aber mit dem Großvater überein, daß er statt der Anmer-[315]kungen bei schwierigen Stellen um Rat gefragt und daß das Buch unter Verschluß gehalten werde. Er tat klug daran, daß er das Buch nicht dem Großvater zu entziehen versuchte, denn ich glaube nicht, daß es der Großvater in Frieden hergegeben hätte. Außerdem war er selbst ein Mensch göttlicher Führungen und Gefährdungen und achtete Führung wie Gefährdung des Großvaters.

Als der Großvater starb, stand ich inmitten meines vierten Lebensjahres, als die Großmutter starb, inmitten des dreizehnten. Nach einem bekannten Vererbungsgesetz übersprang die besondere Veranlagung meines Großvater den Vater und ging in ihrer ganzen Fülle auf mich über. Wohl betrachtete auch der Vater die schwarze Bibel als kostbaren Besitz unseres Hauses, und manchmal nach dem Sonntagsgottesdienst nahm er mich bei der Hand und sagte: »Wir wollen uns jetzt einmal in unserer Bibel suchen, was der Pfarrer vorgelesen und gepredigt hat, ob alles so stimmt!« Auch er fühlte sich also als mündiger Christ, ohne sich freilich bewußt zu werden, wie sehr seine innerste Haltung mehr »protestantisch« als »katholisch« war (ein Protestantismus, der in jedem echten Katholizismus steckt und der schon vor der deutschen Reformation tausendfältig nachweisbar ist). Aber er hätte sich nicht das Feuer vom Himmel geholt wie der Großvater. Anders ich. Ich *stahl* mir den Schlüssel zu dem Wand-schränkchen, in dem die Bibel verschlossen war.

Ich will nicht schon Erzähltes noch einmal erzählen. [316] Ich habe mir an dem Feuer vom Himmel die Finger verbrannt. Und nicht nur die Finger; mein ganzes Anwesen, das ich bis zur Mitte meines Lebens zusammengebracht, ich meine meinen akademischen Beruf, ging in diesem Feuer auf. Ich war rechtzeitig gewarnt. Als ich in das Priesterseminar eintrat, mußte ich, wie es dort immer üblich war, in der Form eines Lebenslaufes und einer Meditation über den priesterlichen Beruf eine Art schriftliche Beichte oder Rechenschaft ablegen, die dann die Grundlage eines ernstlichen Kolloquiums im Zimmer des Pater Rektors wurde. Obwohl ich damals keineswegs alle Zusammenhänge überschauen und alle Tiefen erkennen konnte, floß mir doch einiges über das Verhältnis meines Großvaters zur Bibel in die Feder, mehr aus Lust am Erzählen als darum, daß ich nichts Wichtiges verschweigen wollte. Der Pater Rektor, ein Menschenkenner sondergleichen und wohlerfahren im geistlichen Leben, behandelte mich mit außerordentlicher Höflichkeit und Güte. Ich hatte früher, als es sonst in der Breslauer Diözese üblich und zufällig war, den theologischen Doktor gemacht, und da lag es nahe, irgendwelchen geistigen Stolz bei mir anzunehmen. Der Pater Rektor ließ mich derartigen Argwohn gar nicht spüren. Er sprach ganz priesterlich zu mir. Lebenslauf und Meditation hätten ihm ausgezeichnet gefallen, sie läsen sich wie eine meisterliche Dichtung; ich würde mich ein wenig in acht nehmen müssen, daß mir die künstlerische Form nicht die Hauptsache würde, [317] was sie in den vorgelegten Schriftstücken freilich keineswegs sei. Ein ernstliches Bedenken

habe er freilich wegen der Sache mit dem Großvater und der Bibel. Ob da nicht etwa eine ererbte Neigung zu Sektiererei zum Ausdruck käme? Ich antwortete ihm, daß ich mir solcher Neigung noch nicht bewußt geworden sei und daß ich wohl darauf acht haben wolle. Der Pater Rektor darauf: »Ich freue mich, daß Sie die Gefahr nicht von vornherein abzustreiten versuchen, denn sie ist in uns allen, auch in mir!« Darauf entließ er mich freundlich. Ich hatte Großvaters Bibel bei mir im Priesterseminar; ich ging zu ihr und umfing sie mit den Händen. Es war eine Spannung über ihr wie die der Saiten einer Laute, die auf eine Berührung warten, um zu klingen. Unheimlich ist das Warten der Bibel.

Wohl vor jeder literarischen Arbeit nehme ich die Bibel zur Hand, nicht etwa vor der Niederschrift einer Predigt oder einer religiösen Abhandlung, sondern auch, wenn ich etwas rein Weltliches schreiben oder erzählen will, manchmal sogar vor der Niederschrift eines Briefes. Wenn ich den Grund dafür angeben sollte, könnte ich vielleicht nur sagen, daß ich dann besser in den zu schreibenden Text hineinkomme. Ich liebe es nämlich gar nicht, meine Schriften und Bücher mit Bibelzitaten zu spicken. Der tiefste Grund aber ist wohl der, daß ich das mütterliche Verhältnis der Bibel zu der gesamten echten Literatur spüre. Haben wir nicht wenigstens das Erzäh-[318]len alle von der Bibel gelernt? Als ich Ernst Wiecherts Hirtenlegende und seine Geschichte von der Magd des Jürgen Doscozil las, glaubte ich auf einmal, das ganz klar zu sehen. Wie mütterlich klingt der Name »Die Bibel«! Wer hat den Schriften des Alten und des Neuen Testaments diesen mütterlichen Namen gegeben? Er tauchte als Eigenname, als *Singularis femini generis*, erst im 9. Jahrhundert nach Christus auf, und zwar, wie die Philologen meinen, als Lesefehler oder als Folge mangelnder Sprachkenntnis, da die Bücher des Alten und Neuen Testaments in ihrer Gesamtheit seit der Wende des 5. Jahrhunderts *Ta biblia*, »Die Bücher«, also mit einem *Pluralis neutrius generis*, genannt wurden. Man kann natürlich auch an eine Anlehnung an den älteren Namen »Die Heilige Schrift« denken. Aber man darf die irrationale Seite der Namengebung nicht übersehen. Für die Namengebung haben die Menschen doch schon in der Genesis ein besonderes Charisma bekommen, dessen Nachwirkungen noch heute zu spüren sind. Mochten sich auch die Philologen ärgern, die Kirche nahm den neuen Namen an und bewahrte ihn. Gern denke ich im Stillen – laut habe ich es wohl noch nie gesagt –: Die Bibel ist die Mutter aller meiner Bücher. Vielleicht ist dies keine große Ehre für sie, denn manche halten meine Bücher für mißraten. Aber das ist Mutter-schicksal.

Weil ich das Wort Gottes immer zunächst so hören will, wie es zu meinem Großvater gesprochen worden ist, [319] nehme ich immer zuerst die Bibel meines Großvaters zur Hand, dann erst den Urtext und die anderen Übersetzungen, vor allem, um meiner evangelischen Leserschaft willen, die Lutherbibel. Als ich einmal den Weg in jene Wirklichkeit finden wollte, in der die Engelsbotschaft an die bethlehemitischen Hirten wie auch der Stern der Weisen aus dem Morgenlande wahr gewesen ist, stieß ich auf den Vers der Lutherbibel: »Und es waren Hirten in derselbigen Gegend.« In der Großvaterbibel stand nur: »In derselben Gegend.« Luthers Wort »Derselbige« gilt jetzt als veralteter Ausdruck, als Archaismus, aber es schlug mich wie ein Blitz; ich erkannte auf einmal »in derselbigen Gegend« jene »radikale Wirklichkeit«, deren Geschehnisse vor der Wirklichkeit unseres Jahrhunderts nur noch als Legenden, Sagen, Mythen gelten. Der Schriftleiter, der sich meine Arbeit erbeten hatte, war verständig genug, den Archaismus sogar in meiner Überschrift zu dulden, und selten ist ein Aufsatz von mir so oft begehrte worden wie der über die »Hirten in derselbigen Gegend«.

Als ich ein wenig später unter den acht Grundsätzen der Revision der Lutherbibel den sechsten las, daß nämlich »veraltete Wörter, Wortformen, Wendungen und Satzgebilde sowie sonstige schwere Archaismen« beseitigt werden sollen, hatte ich schweren Kummer um meine »Hirten in derselbigen Gegend«, und als der erste Probendruck der neuen Bibelrevision in mei-

ne Hände kam, war ich töricht genug, zuallererst nach »derselbigen Gegend« zu sehen. Welche [320] Freude, als ich sie wohlerhalten in dem neuen Druck fand! Als ob davon der Wert der ganzen Revisionsarbeit abhinge! Manche werden mitleidig lächeln und meinen, daß man eben beim Eintritt in das sechzigste Lebensjahr leicht skurril wird. Aber auch sie werden mir die Freude gern gönnen.

An meiner großen Liebe zur Bibel wird man längst erkannt haben, daß ich kein Bibelwissenschaftler bin. Diese Liebe würde mich stets davor zurückhalten, sie rein wissenschaftlich zu behandeln. Ich beschäftige mich mit ihr nur als Liebender. Immerhin weiß ich, daß sie zu Luther an manchen Stellen anders gesprochen hat als zu den alten Vätern der Kirche und auch anders als zu meinem Großvater und zu mir. Durch Luthers Übersetzung ist sie ein Lutherbuch geworden und gehört zunächst ganz strenggenommen zu den Werken Luthers und zu den literarischen Denkmälern der deutschen Reformation, verdiente aber als solches in seinem ursprünglichen Wortlaut erhalten und bekannt zu werden, um immerdar Antwort zu geben auf die Frage: Wie hat die Bibel zu Luther gesprochen? Um immerdar Zeuge zu sein von der Wirklichkeit Luthers. Nun begeht aber die evangelische Kirche die Bibel als Buch der radikalen Wirklichkeit, als eine gute Übersetzung der Urtexte, soweit sie wissenschaftlich erfaßt werden können, und will nur das Prinzip der freien Umdeutschung als ein unveräußerliches Luthererbe bewahren. In der Arbeit der Revisionskommission macht [321] sich aber eine Gegenbewegung bemerkbar. Es ist bekannt, daß Luther in seiner Sprache gegen das »Gesetz« viel schärfer ist als Paulus. Diese Verschärfung ist zum Teil schon bei früheren Revisionen abgemildert worden, wohl in Erinnerung daran, wie die Frommen die Gebote Gottes liebten, wie sie ihnen Weg und Licht waren; man braucht ja nur die Psalmen zu lesen, um zu erkennen, daß schon Paulus viel zu scharf war. Ein Rest hat auch die neue Revision passiert: Römer 4,15, »Das Gesetz richtet *nur* (?) Zorn an«. Auch die beiden bedenklichen »Allein« Luthers sind in der neuen Revision stehengeblieben, obwohl sie im Urtext nicht stehen: Römer 3,25, »Auf daß Gott *allein* gerecht sei« (wir uns dagegen mit einer angerechneten Gerechtigkeit begnügen müssen), und Römer 3,28, »Daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, *allein* durch den Glauben«. Dieses zweite »Allein« hat Luther allerdings noch besonders verteidigt und geschützt durch seinen »Sendbrief vom Dolmetschen«, in dem er sagt: »Darumb solls in meinem Neuen Testament bleiben; und sollten alle Papstesel toll und thöricht werden, sie sollen mirs nicht eraus bringen.« Ich kann es verstehen, daß die Theologen ihre liebe Not haben mit solchen Stellen, besonders wenn sie ein philologisches Gewissen haben. Vielleicht sind auch deshalb die Dichter aufgerufen. Der Dichter wird selbstverständlich das Wort »Fromm« schöner finden als das Wort »Gerecht«, für das es von Luther eingesetzt wird; aber der Theologe weiß, wie sehr es bei [322] Luther um den Begriff des Gerechten und der Gerechtigkeit geht. Wenn Gottes Wort selber einen Mann »gerecht« nennt, so darf ihn Luther nicht bloß »fromm« nennen, es sei denn in einer Schrift, die nur auf seinen Namen, nicht auf den Namen Gottes geht. Strenggenommen! Unsere Seligkeit hängt heute kaum mehr von solchen Meinungsverschiedenheiten ab. Von ganz anderer Seite kommt heute die Parole »Allein durch Leistungen«.

Ich freue mich, daß die Bibel meines Großvaters eine sehr getreue Revision der Bibel ist, denn an all diesen Stellen sagt sie kein Wort mehr oder anders als der heilige Urtext und übersetzt sogar richtig: »Der Sünde Sold ist Tod« und nicht: »Der Tod ist der Sünde Sold«, was auch mir ein wichtiger Unterschied ist (vgl. H. Kruse in »Christliche Welt« 52, 12, Sp. 461 ff.). Sie ist ihrer radikalen Wirklichkeit näher als die neue Revision. Und andererseits darf ich hier gewiß etwas wiederholen, was ich von meinem Michel Gottschlich erzählt habe:

»Michel hatte unterdes auch erfahren, daß Luther keineswegs die guten Werke davonjagen wollte; daß er nur jene Werke davonjagen wollte, die nicht aus dem Glauben hervorwachsen, sondern aus der spitzbübischen Berechnung, wie man dem Herrgott um ein paar Gulden den

Himmel abkaufen könne. In manchem lutherischen Häuslein hatte er Nachtquartier und auch meistens ein Frühstück bekommen, mehr geschenkt als bezahlt, und im Lauf der Zeit war er zu der Meinung gekommen, das [323] stimme schon mit dem ›Glauben allein‹ überein. Es müsse eben heißen: Der Glaube allein macht die Werke gut und die Menschen selig. Und er hatte immer tüchtig geglaubt.«

»Manchmal freilich hatte er beobachtet, daß sich ein Lutherischer mit dem Glauben ebenso vor dem Herrgott und den Menschen brüste wie mancher Katholische mit den guten Werken, und er war ein wenig argwöhnisch gegen den Glauben geworden. Da wurde in ihm unbemerkt das groß, was in der Kirche von Johannisbad plötzlich zum Ausbruch kam: ›Ich habe mir den Glauben selbst gemacht, und es ist ebenso wenig wert wie die guten Werke, die man sich selber macht.‹ Er sehnte sich nach einem Leben ohne den Glauben und ohne die guten Werke, ohne alles, um das sich die Menschen stritten und mit dem sie sich gegeneinander brüsteten. Auf seinen Handelsfahrten hatte er viele Menschen kennengelernt, die niemals von Glauben und guten Werken sprachen und ganz offensichtlich nicht einmal daran dachten. Sie arbeiteten und lebten und sorgten sich von Tag zu Tag, nahmen auch manchmal ein kleines oder großes Vergnügen mit, waren in der Jugend flink und lustig und rotbäckig, im Alter langsam und ernst und sehr gefältelt, und wenn der Tod kam, ließen sie sich von ihm fortführen. Sie hatten nichts, womit sie sich gegen einen anderen rühmen könnten, und vor dem Herrgott nichts, worauf sie ihm gegenüber vertrauen könnten, nicht einmal den Glauben. Und wenn sie tot im Sarg lagen, da hatten sie ein Gesicht, als sprächen [324] sie zu dem ewigen Richter: ›Ich bin geboren und aufgewachsen, habe mich gefreut und gesorgt, wie es eben kam, war krank, wenn ich krank war, und gesund, wenn ich gesund war; ich war Kind und dann Jüngling und dann Mann und dann Greis, und dann bin ich gestorben. Sonst nichts, lieber Herrgott, sonst nichts!««

»Michel hatte nie gehört, was etwa der Herrgott dazu gesagt hat. Er dachte nur, wenn er selber der Herrgott wäre, würde er einem solchen Menschen sagen: ›Was brauchst du denn vor mir oder für mich? Ich habe ja selber alles! Siehe, die da gute Werke mitbringen, die lasse ich im Gewände ihrer guten Werke durch die Ewigkeit pilgern, und die da ihren Glauben bringen, lasse ich im Gewand des Glaubens bei mir wohnen. Dir aber, der du gar nichts hast, schenke ich mein Gewand!««

Jedes Christenherz, das nicht theologisch oder kirchenamtlich voreingenommen ist, wird gewiß mit einer heimlichen Freude der Meinung meines guten Michel Gottschlich beistimmen, der sich auch viel mit der Bibel herumgeschlagen und sogar in einem Wirtshaus genächtigt hatte, auf dessen Schild geschrieben stand: »Logierhaus *Sola Fide*«, d. h. Wirtshaus »Allein durch den Glauben«. Das Schild soll aber jetzt schon seit vielen Jahren verschwunden sein. Niemand in Johannisbad erinnert sich seiner mehr. So könnte auch trotz Luthers Testament das »Allein durch den Glauben« aus der Bibel wieder verschwinden, weil sowohl das Christenherz als auch die [325] Bibel von einer Rechtfertigung rein aus dem Garnichts weiß. Die Barmherzigkeit Gottes ist ja auch nach Luthers Glauben unbeschränkt. Es könnte auch wieder gut »Kirche« dastehen, wo Luther »Gemeinde« hinsetzt. Denn die Kirche reicht in die radikale Wirklichkeit der Bibel zurück, und wir wissen heute besser denn je, daß Christus sie gemeint hat.

Luthers Bibel, ursprünglich eine Vorlesebibel oder hörbar zu lesende Bibel und darum in gebrochenen Versen, nach dem Atemvorrat des Vorlesenden, gedruckt, ist durch die neue Revision eine einfache Lesebibel geworden, nur in Sinnabschnitte gebrochen. Anlässlich der Verdeutschung der »Schrift« (hier im Sinne der alttestamentlichen Bibel) durch Martin Buber ist viel gesagt und geschrieben worden über die kolometrische Wiedergabe der heiligen Texte (die Bibel als Buch heiliger Rufe; jeder Ruf eine besondere Zeile). Das Alte Testament zum

mindesten scheint sie zu fordern.¹ Denn laut gelesen oder gerufen ist es wirklich ein ganz anderes Buch als still gelesen oder ohne Nachbildung der Worte nur zur Kenntnis genommen. Ob nun die Lutherische Versbrechung oder die Bubersche Kolometrie, das Buch der radikalen Wirklichkeit, aus dem wirklich gesprochenen, laut verkündeten Wort entstanden, muß nach Möglich-[326]keit die bloß geistige Kenntnisnahme verhindern und zum Aussprechen seiner Worte einladen, sonst gerät es aus der radikalen Wirklichkeit heraus. Die Zungenwurzel ist auch der Bibel Wurzel. Freilich hat die Lutherbibel gar keine Zwangsmittel. Die römische Kirche bestimmt, daß das Brevier, das ja zum größten Teil aus Bibellesungen besteht, unter körperlicher Nachbildung und Formung der Worte gelesen wird (wie ja überhaupt die liturgischen Texte). Das Breviergebet wird kirchlich »ungültig«, wenn diese Bestimmung nicht befolgt wird. Sie wird, wenigstens wieder seit einem Jahrhundert, merkwürdig treu befolgt. Auch ich habe sie in den Jahrzehnten meines Breviergebets treu befolgt, und das hat sich mir immer als ein Dienst am Wort bewährt.

Darf ich auch noch das eine sagen, was mir recht schwer wird? Es gibt kaum mehr eine Bibelausgabe, bei deren Lesung man nicht von Zahlen umwimmelt wird. Seitenzahlen, Kapitelzahlen, Verszahlen, Verweiszahlen! Viel Technik hat sich mit der Wiedergabe des Wortes Gottes im Druck verbunden. Das röhrt daher, daß die Bibel ein ungeheures Zitatenreservoir und Beweisinstrument geworden ist. Notwendigerweise, aber auch bedauerlicherweise. Martin Buber hat in seiner Verdeutschung das Zahlenwerk auf das Allernotwendigste beschränkt: Im Text keine einzige Ziffer; zu Füßen des Textes, schier in anbetender Haltung, nur [327] die Seitenzahl, die Kapitelzahl und die begrenzenden Verszahlen, das allernotwendigste Entgegenkommen gegen die Brauchbarkeit, aber ein feiner Hauch geistiger und religiöser Kultur. Gewiß kann es auch ein Zeichen religiöser Ehrfurcht sein, daß man beim Gotteswort immer zugleich den Standort angibt, und es ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir fast beunruhigt sind, wenn wir ein heiliges Wort ohne genaue Angabe seines Standortes finden oder hören. Aber oft nennt man auch *nur* den Standort, in der gar nicht immer berechtigten Voraussetzung, daß der Zuhörende gleich weiß, welches Wort gemeint sei. Spricht dann wenigstens der Zuhörer das Wort? Nein, er begnügt sich mit einem Schimmer.

Ich bekomme oft Briefe und Grüße, bei denen ich immer die Bibel zur Hand nehmen muß, um zu verstehen, was mir eigentlich gesagt werden will. Da ist mir natürlich eine Ausgabe mit gutem Zahlenwerk sehr lieb. Aber wenn ich bedenke, daß es Gotteswort ist, was da wie ein Telegrigrammwort oder ein stenographisches Siegel übermittelt wird, ist es mir irgendwie unbehaglich ums Herz. Nicht immer, denn ich habe mich an den Betrieb schon gewöhnt. Die Bibel ist da ein Nachschlagewerk geworden, was sicherlich nicht ihre ursprüngliche Bestimmung ist. Es fragt sich eben, ob bei der Bibel die praktische Brauchbarkeit der Ausgabe wirklich oberstes Gesetz ist. [328] Beim Bürgerlichen Gesetzbuch oder beim *Codex juris canonici* ist sie es sicher.

Wer sich viel auf die Bibel berufen muß, braucht in seiner Ausgabe ein gutes Zahlenwerk. In dem Probeausdruck der neuen Revision ist es schön angeordnet. Da heißt es nicht mehr umständlich »Das 5. Kapitel«, sondern es steht am Rande eine große schöne 5, die sich eigentlich über der Kopfleiste nicht zu wiederholen brauchte, denn sie beherrscht den ganzen Satzspiegel. Über die Kopfleiste wünschte ich mir den vollen Titel des biblischen Buches oder Briefes, z. B. nicht »Römer«, sondern »Der Römerbrief« oder »Paulus an die Römer«. Das Unwesen der modernen Sprachverkürzung sollte nicht in das Buch der radikalen Wirklichkeit eingelassen werden. Aber wie steht es überhaupt mit der vielen Berufung auf die Bibel? Sie ist eine geheiligte Tradition und gehört gewissermaßen zur Melodie und zum Tonfall der Predigt und der religiösen Rede. In meinen Kindertagen, in denen ich die Lesungen von der

¹ Vgl. M. Buber, die Schrift und ihre Verdeutschung, Berlin 1936, S. 80 ff., auch 88 ff.

Kanzel noch wenig verstehen konnte, hatte ich ein wonniges Wohlgefallen, wenn der Prediger nach der Vorlesung des Sonntagsevangeliums das Buch küßte und sagte: »So lesen wir im Evangelium des heiligen Johannes, im sechsten Kapitel, vom ersten bis zum fünfzehnten Vers.« Das klang mir wie ein Lied und war mir sehr beherzigenswert. Ich würde es auch jetzt noch ungern vermissen. Es wirkt ungeheuer beruhigend. Aber wenn [329] sich ein Prediger schier für jegliche Aussage auf einen Apostel oder Evangelisten beruft, habe ich immer das Verlangen, daß er doch auch etwas auf eigene Verantwortung sage und auch einmal seine eigene Glaubwürdigkeit in die Schanze schlage. Ich habe schon einmal großes Ärgernis hervorgerufen, als ich mich für das Wort: »Siehe, ich verkündige euch eine große Freude«, nicht auf Lukas 2,10 berufen, sondern es von mir aus sagen wollte, mit der Begründung, daß manche Menschen mir mehr glauben als dem Lukas, was nun doch tatsächlich der Fall ist.

Die Bibel darf uns nicht die Sorge um die eigene Glaubwürdigkeit und nicht den Einsatz der eigenen Glaubwürdigkeit abnehmen oder abgewöhnen, besonders wenn wir das Evangelium der Welt zu verkündigen haben und nicht bloß einem Kreis frommer Bibelchristen, die aber auch froh und erquickt sind, wenn der Prediger einmal etwas auf Grund eigener Glaubwürdigkeit sagt. Das darf natürlich keine rein zeitungsartige Mitteilung und keine rein autobiographische Anekdote sein, sondern muß in jener radikalen Wirklichkeit wurzeln, in der alles mit dem biblischen Geschehen verwandt ist. Wir haben das Recht, uns auf die Bibel zu berufen, aber auch die Bibel hat das Recht, sich auf uns zu berufen. Wir müssen wahrnehmen und wahrnehmen, was sie sagt. Wir sind für unsere Zeit ihre Zeugen. Was von dem, was sie sagt, können wir unter Eid nehmen? Wenn wir die Bibel [330] revidieren, müssen wir uns auch von der Bibel revidieren lassen. Da wird es sich nicht nur um ein paar Varianten, Übersetzungsfehler, Unverständlichkeiten und Archaismen handeln!

Die Bibel ist das Buch von den Urgründen unseres Daseins in Ewigkeit und Einzeltag und darf nur als solches und muß als solches herausgegeben, umhegt und geschützt werden. Das Buch von den Urgründen, von dem, was wir nicht mehr sehen, nicht mehr erfahren, in dem wir aber doch wurzeln, aus dem es sich allein lohnt zu leben. In der Bibel spricht Gott zu den Menschen. Wenn Gott nicht zu uns spricht, so ist unser Leben sinnlos. Aber in unserer Wirklichkeit spricht Gott nicht zu uns; in unserer Wirklichkeit sendet er uns keine Boten. Unsere Wirklichkeit hat ein Gesicht, als ob überhaupt kein Gott da sei. Wenn wir diese Wirklichkeit nicht durchdringen und eine andere, wahrere Wirklichkeit sehen können, dann sind wir wahrhaftig ein trostlos armseliges Geschlecht. Wenigstens manchmal muß der Nebel unserer Wirklichkeit zerreißen und das Himmelsblau dahinter sichtbar werden. Das Himmelsblau dahinter ist die ewige, unendliche Bibel, die sich uns in die Hände legt als ein abgeschlossenes Buch. Himmelsblau über uns wird uns oft gezeigt und gepredigt; wir heben unsere Augen und Hände empor. Aber wir brauchen Himmelsblau unter uns und rings um uns, damit wir unsere wandernden Füße darauf setzen, damit [331] wir darin handeln und leben können. Ist unsere Lebenssphäre wirklich eine andere als die der biblischen Personen? Haben wir wirklich keine Begegnung mit Gott, keine Begleitung seiner Engel? Vor dem Tun und mitten im Tun sieht es durchaus so aus. Aber hinter dem Tun, hinterher, zerreißt da nicht manchmal die Nebeldecke und wir sagen unwillkürlich: Das war ja wie in der Bibel? Wir können es ganz rationalistisch schildern, aber wir haben dabei die Empfindung, daß wir die Sprache der Bibel gebrauchen müßten, wenn wir es in seiner vollen Wahrheit schildern wollten. Vor der Wanderung und während der Wanderung nach der Mederstadt Rages war es Azarias, des großen Ananias' Sohn, der den jungen Tobias begleitete, und er war es wirklich und leibhaftig, eben in der Wirklichkeit und Leibhaftigkeit, in der unser menschliches Zeugnis gilt; nach der Reise, hinterher, sagte er in der Wahrhaftigkeit der radikalen Wirklichkeit: »Ich bin der Engel Raphael, einer von den Sieben, die vor dem Herrn stehen.« Auf meiner ersten Reise nach Rom, in Bozen, vor meinem Eintritt in das welsche Land, war es Professor Hetzenauer, der damals

führende Vertreter der konservativen Bibelkritik, der mich in viertägiger Fahrt nach Rom begleiten wollte, und wirklich wie ein Engel begleitet, sogar von einem schlimmen Fieberanfall errettet hat. Nachher suchte ich den Professor Hetzenauer in Rom. Der, den ich fand, behandelte [332] mich wie einen ganz Fremden, als ob wir nicht vier Tage lang wie Vater und Sohn in innigstem Vertrauen zueinander durch die Städte und Heiligtümer Italiens gewandert wären. Ich weiß, daß mich ein Engel Gottes geleitet hat. *Hinterher* weiß ich es, obwohl ich schon mitten auf der Fahrt sehr überrascht war, als ich erfuhr, daß mein Begleiter den Engelnamen Michael trage.

Dreieinhalb Jahrzehnte sind seitdem vergangen, aber kaum ein Tag, an dem ich nicht die Dankbarkeit für den Dienst des Engels erneuert hätte, zumal sich in dieser Zeit noch manches ereignet hat, was ich am besten verstehen und erzählen kann in der Sprache der Bibel und aus der Wirklichkeit der Bibel heraus. Mir würde das Buch Tobias in der neuen Ausgabe der Lutherbibel sehr fehlen, zumal es mir schon leid tut, daß es von Luther nicht der Heiligen Schrift gleichgehalten worden ist. Denn gerade in diesem Buch kommt das Geheimnis der Bibel ganz offen zum Ausdruck, diese Verbindung der beiden Wirklichkeiten, des Urgrundes unseres Lebens und der zeitlichen Leibhaftigkeit unseres Lebens, dieses Verwobensein des göttlichen Geheimnisses, der göttlichen Offenbarung und unseres alltäglichen Lebens, das wir sonst immer, wenn überhaupt, erst »hinterher« erkennen. »Denn gut ist es, das königliche Geheimnis zu verbergen und doch ehrenvoll, das geschehene Werk Gottes zu offenbaren und zu loben.« Man weiß [333] wohl, daß ich dereinst das »Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo« geschrieben habe. Da haben sich mir schon die Nebelschwaden der leibhaftigen Wirklichkeit zerteilt und das Himmelsblau ist sichtbar geworden. Es freuten sich viele daran, und noch jetzt klingt manchmal, aus weitester Ferne, ein Jubelruf zu mir über dieses Stücklein Himmelsblau. Unterdessen hat mir der Herrgott in meinem einsamen Neusorge zwölf Jahre Zeit gegeben, den Zusammenklang der biblischen Wirklichkeit und der leibhaftigen Wirklichkeit zu vernehmen.

Nicht nur das Leben Jesu haben wir zu leben, sondern das Leben der ganzen Bibel. Ich werde kein Buch mehr darüber schreiben können, denn ein jeder Gottesmann hat nur beschränkten Dienst. Aber ich freue mich über jede alte und jede neue Bibel; sie ist wieder Boden für die Füße derer, die nach uns kommen, Gottessprache für die tiefsten Geheimnisse, Quelle vollkommener Selbsterkenntnis – denn ich sage es noch einmal: Ohne die Bibel kann kein Mensch sich selbst verstehen sie ist das Stücklein blauer Himmel, von dem mein alter Freund Robert Karger in seiner Bauernsprache sein hübschestes Gedicht gemacht hat:

*A Steckla blooer Himmel,
Doas ees, ihr kennt merch gloin,
Wenns toachelang geraint hoot,
A richtig Deng zum froin. [334]*

*A Steckla blooer Himmel,
Glei werd äm weeder wohl,
Wenn äm aa schon schier's Hatze
Vier Kommer plotza sool.*

*A Steckla blooer Himmel
Ees wie a Aache Goots,
Woas roaguckt ei dei Seele
Onfreecht: »Mei Kend, woas hoot's?«*

[Übers.: Ein Stückchen blauer Himmel,
Das ist, ihr könnt mir's glauben,
Wenn's tagelang geregnet hat,
Ein richtig's Ding zum Freuen.

Ein Stückchen blauer Himmel
Gleich wird einem wieder wohl,
Wenn einem auch schier das Herz
Vor Kummer platzen soll.

Ein Stückchen blauer Himmel
Ist wie ein Auge Gottes,
Das hineinschaut in deine Seele
Und fragt: »Mein Kind, was hast du
denn?«]

Quelle: Kurt Ihlenfeld (Hrsg.), *Das Buch der Christenheit. Betrachtungen zur Bibel*, Berlin-Steglitz: Eckart-Verlag 1939, S. 292-334.